Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 20. Posen, den 14. Mai. 1882.

Erloschene Sterne.

Eine Erzählung aus dem Leben

von

B. W. Zell.

(Fortsetzung.)

VII.

Mehr als zwei Jahre waren seit jenem Tage verflossen. Lange schon sind Ladenfels und Klara ein glückliches Paar geworden, ohne daß sie bisher Veranlassung gehabt, die „Sterngu̇ckerei" zu bereuen. Gegenseitig hatte man ineinander das Glück gefunden, das man erhofft, und war dies bei der sorgfältigen Prüfung, welche dieser Ehe vorausgegangen, auch nicht anders zu erwarten.

Seit einem halben Jahre war das Glück des jungen Paares durch die Geburt eines Töchterchens vermehrt worden, und bald war die kleine Meta, welche das getreue Abbild des Vaters war, genau seine glänzenden, braunen Augen hatte, der Abgott der jungen Mutter. Sie theilte fortan ihre ganze Zeit nur zwischen dem Gatten und dem Kinde, alles Uebrige, als Vergnügungen, Freundschaftspflichten, ja, selbst der wichtige Faktor im Leben der Frau, die Toilette, wurde von ihr vernachlässigt, und unendlich glücklich fühlte sie sich in der Sorge und Pflege für das theure Wesen, das ihr der Himmel geschenkt. Nie hätte sie vordem für möglich gehalten, daß Mutterliebe so tief, so mächtig, daß Mutterglück so beseligend sein könne und täglich flehte sie im Anschluß an ihr Abendgebet: „Herr, laß mir mein Kind und mein Glück!"

Ladenfels, obschon er sich vollkommen glücklich fühlte, war nicht mehr so übermüthig heiter als damals, da ihn der Leser kennen gelernt. Der bittere Ernst des Lebens, der an keinem Sterblichen vorübergeht, ohne bei ihm einzukehren, war auch an ihn herangetreten. Wenn man erst Weib und Kind hat, finden sich mit dem Glück darüber auch mancherlei Verpflichtungen, die uns verbieten, so harm- und sorglos zu leben als damals, da uns noch goldene Freiheit umgaukelte. Dazu kam noch, daß in letzter Zeit seine Gesundheit anfing schwankend zu werden und war die Ursache davon einzig und allein sein übertriebener Pflichteifer. Wo man seiner bedurfte, war er sofort zur Stelle, gleichviel, ob es Tag oder Nacht war, und da man unbegrenztes Vertrauen in seine ärztliche Geschicklichkeit setzte, er sich außerdem der allgemeinen Liebe erfreute, nahm ihn sein Beruf vom frühesten Morgen bis oft in die Nacht hinein in Anspruch. Mit einer Selbstverläugnung, einer Pflichterfüllung, die gegen sich und seine Familie eigentlich Sünde war, gönnte er sich nicht einmal Zeit zu regelmäßigen Mahlzeiten, er speiste nur, wenn er eben Zeit hatte, und dies im Verein mit der übergroßen Anstrengung untergrub seine Gesundheit, schwächte seinen Körper übermäßig ab.

Umsonst flehte ihn Klara an, sich zu schonen, machte ihn auf seinen Zustand aufmerksam, er lachte nur darüber. „Du bist gar zu ängstlich, mein Herz", pflegte er dann zu sagen, „dies kleine Unwohlsein wird bald vorübergehen und deshalb darf ich meine Pflichten nicht vernachlässigen. Bin ich denn ein schwaches Weib, daß ich mich schonen soll?" Dabei blieb er und alles Bitten half nicht dagegen.

Seine einzige und liebste Erholung war es, wenn er einmal einen freien Abend hatte, denselben draußen in der Vorstadt bei seinen Schwiegereltern zuzubringen. Seine Wohnung im Innern der Stadt entbehrte, wie alle derartigen, die Aussicht auf das frische Grün, das er so sehr liebte, und so oft es daher nur ging, pilgerte er mit seiner Klara in das Gärtchen am Elternhause, wo er „Niobe" zuerst erblickt.

Auch heute hatte er seine Gattin gebeten, das Abendessen etwas früher anrichten zu lassen, damit man, sobald seine Krankenbesuche beendet, sogleich hinaus in den trauten Kreis eilen könne. Klara aber wußte bereits, was sie auf dies „früher" zu geben habe, denn wenn Ladenfels nach seiner Meinung einmal früh zu Tische kam, war es doch schon immer lange über die gewöhnliche Essenszeit hinaus. Heute jedoch kam er wirklich recht zeitig nach Haus und zwar, wie Klara sogleich bei seinem Eintritt bemerkte, in ungewöhnlicher Aufregung. Erschreckt rief sie ihm entgegen: „Was giebt es, Johannes, hattest Du Aerger?"

„Nein, Klary, aber es giebt — Krieg!"

„Ah, Du scherzest! Noch gestern athmeten alle Zeitungsnachrichten den tiefsten Frieden — wodurch sollte denn so urplötzlich ein Krieg herbeigeführt werden?"

„Wodurch? Durch die Unverschämtheit, die Frechheit, den Wahnsinn der Franzosen. Da, lies! Sie haben unsern König in Ems schimpflich beleidigt, und die ganze Nation wird aufstehen, um diese Beleidigung ihres Monarchen blutig zu rächen."

Zitternd ergriff Klara die Zeitung, die der erregte Gatte ihr hinhielt — ja, da stand es wirkich, sie konnte nicht mehr zweifeln, und sich angstvoll an den geliebten Mann schmiegend, rief sie:

„Glaubst Du in der That, Hans, daß daraus Etwas wird? Ich hoffe, der Streit wird sich beilegen lassen, dieser Benedetti, ja, ganz Frankreich wird um Verzeihung bitten — ach, es ist ja unmöglich, aß in unserer zivilisirten Zeit sich die Menschen noch zu Tausenden morden sollten!"

„Du sprichst Unsinn, Klary", entgegnete er unwillig. „Mord! Ich sage Dir, diese Art des Mordens wird sich von Zeit zu Zeit wiederholen, so lange überhaupt die Welt stehen wird, denn der Krieg ist eins der nothwendigen Uebel. Doch das sind Nebensachen — in diesem Falle ist er ganz unvermeidlich, denn das freche Volk hat an unserer Ehre zu rütteln gewagt und das sollen sie theuer bezahlen!"

„O Gott, es ist entsetzlich!" jammerte sie. „Und Du, Hans — müßtest Du denn mit?"

„Welche Frage, Kind, ich bin ja doch Soldat! Wenn ich es aber selbst nicht wäre, würde mich doch die Pflicht, die heiligste Pflicht dorthin treiben, denn im Kriege gehört der Arzt auf das Schlachtfeld, wo es so unendlich viel zu thun, zu helfen, zu lindern giebt."

„Aber alle Aerzte können doch nicht fort, wer sollte denn für die leidende Menschheit, die nicht zur Armee gehört, zurückbleiben?"

„Die alten Aerzte. Da ich aber zu den jungen gehöre, ist es selbstverständlich, daß ich nicht hierbleiben darf."

Klara stand stumm und bleich da. „Nun", murmelte sie endlich aufathmend, „vorläufig ist es ja noch garnicht so weit."

Aber es kam bald, sehr bald so weit — ein paar Tage darauf war der Krieg erklärt und wieder nach ein paar Tagen hatte das Regiment, zu dem Ladenfels gehörte, bereits Marschordre.

Die junge Frau ging einher, als laste ein schwerer Traum auf ihr. Sie hatte ihren Mann, seiner Krankheit, seiner Schwäche gedenkend, beschworen, zurückzubleiben, denn es war unmöglich, daß er in diesem Zustande den Strapazen des Feldzuges gewachsen sei. Doch sie erzielte damit nichts, er war nur heftig geworden und erklärte, jeder Ehrenmann müsse ihn verachten, wenn er seines unbedeutenden Leidens wegen dem Vaterlande seine Kraft entziehen würde. „Du gehst in den Tod", hatte Klara geklagt, „Du weißt es auch selbst — sind Frau und Kind Dir denn Nichts?"

„O, Du weißt, Klara", war seine innige Antwort, „wie theuer Du und unsere Meta mir sind, aber die Pflicht für's Vaterland geht über Alles! Denke doch, wenn Jeder, der Familie hat, bei dieser zurückbleiben wollte! Dann schlügen wir die Franzosen sicher nicht."

Und so war schnell der Tag der Abreise herangenaht. Den Abend vor derselben hatte man natürlich noch bei den Eltern zugebracht, die ebenfalls schmerzlich bewegt waren bei dem Gedanken, den geliebten Sohn so lange entbehren zu sollen. Aber obgleich Papa Rödicke gar nicht wußte, wie er ohne Ladenfels, mit dem er täglich zusammen war, leben werde, hatte er doch kein Wort vom Zurückbleiben gesagt — es verstand sich für ihn von selbst, daß er mit müsse, wäre er selbst doch am liebsten noch mitgegangen.

Der Wagen, der Ladenfels zum Bahnhof bringen sollte, stand vor der Thür. Klara wollte ihn dahin begleiten, um keine Minute des Zusammenseins mit dem Geliebten zu verlieren, und auch Herr Rödicke war da, um den Schwiegersohn zu geleiten. Es ging so eilig Alles — man hatte noch so Vieles zu bestimmen, zu erinnern, und dennoch blieb noch so Vieles ungesagt. Klara, die sonst immer so viel Fassung, so viel Selbstbeherrschung besaß, war ganz außer sich; sie weinte während des Einpackens, sie weinte während des Frühstücks, sie hatte keine Worte, keine Wünsche, nur Thränen.

Der Abschied von der herzigen kleinen Meta war genommen und fort ging's zum Bahnhof. Aber auch jetzt noch konnte die junge Frau ihren Thränen nicht gebieten — was kümmerten sie die Menschen, die neugierig in den Wagen starrten — würden sie doch bald der Thränen, des allgemeinen Jammers noch viel mehr erblicken!

Als der Kutscher um die erste Ecke bog, mußte er halten, ein Begräbniß kam ihnen entgegen. Durch Klara's Herz fuhr ein stechender Schmerz — ein Sarg auf dem Wege — ein böses Omen! Noch fassungsloser fuhr sie weiter — bald aber hielt der Wagen wieder — noch ein Begräbniß!

Die arme junge Frau, sonst nicht im Geringsten abergläubisch, hätte laut aufschreien mögen, denn wie ein greller Blitz durchfuhr sie der Gedanke: „Zwei Särge — Mann und Kind!" Mit übermenschlicher Anstrengung jedoch bezwang sie sich, Ladenfels sollte von diesen bösen Ahnungen nichts wissen, wozu ihm den Abschied auch noch schwerer machen?

Und nun war er fort! — — —

Sie war wieder zu Hause in ihrem traulichen Zimmer, aber sie wußte nicht, wie sie dahin gelangt war. In ihren Ohren tönten nur immer wieder seine letzten Worte, die er ihr zugerufen, als er sie zum letzten Male an sich gedrückt hatte: „Pflege nur die Meta gut und tröste Dich!"

„Ja, und sie pflegte das Kind mit aufopfernder Treue, war es doch jetzt ihr einziger Trost, ihr ganzes Glück. Oft aber, wenn sie an der Wiege des schlafenden Töchterchens saß, wenn sie ungestört ihren Gedanken nachhängen konnte, dann wurde ihr das Herz so schwer, ach, so schwer — eine Unglücksahnung umschwebte sie, die sie nicht zu bannen vermochte.

„Mein Leben verfloß bisher so ruhig, so sorglos", sagte sie sich dann, „nicht einer jener Stürme durchbrauste es, die so manches Dasein psychisch vernichten, sollte das Unglück mich, mich allein verschonen? Mein einziger Kampf war der gegen jenes unglückliche Verhältniß mit Radwitz, sollte es damit genug sein? Jeder Sterbliche muß den Erinnyen sein Opfer bringen, was habe ich bisher geopfert? Nichts! Ich war so glücklich und sie hassen ja das Glück. Werden sie es mir nehmen?"

Und dann durchbebte sie wieder der Gedanke: „Zwei Särge, Mann und Kind!"

So schlichen ihr die Tage in dumpfer Trostlosigkeit dahin und nur die Briefe des fernen Gatten vermochten sie zu erheitern. Er war sehr wohl, wie er schrieb, aber — wenn es nur Wahrheit war!

Und die bösen Ahnungen erfüllten sich gar zu schnell. Ihr Augapfel, ihr höchstes Kleinod — Meta — wurde gefährlich krank. Man bot Alles auf, um das Kind zu retten, Tag und Nacht war es von der aufopferndsten Pflege umgeben, aber der Arzt schüttelte bedenklich das Haupt. Die junge Mutter war vernichtet — obschon sie Alles aufbot, was zur Rettung der süßen Kleinen nur angerathen wurde, hatte sie doch keine Hoffnung auf Genesung, sie wußte, daß sie das Kind verlieren werde, denn — sie hatte es zu sehr geliebt!

Der Tod nahte schnell. Spät Abends war der Arzt noch dagewesen, er hatte Klara darauf vorbereitet, daß die Auflösung des zarten Wesens bevorstehe. Also doch — und so schnell! In maßlosem Schmerz knickte sie zusammen; aber jetzt, da die Entscheidung da war, kam nur das eine Gebet von ihren Lippen: „Wenn es denn sein soll, Herr, o, so nimm es schnell und leicht hinüber!"

Nach vier Stunden war die kleine Meta eine Leiche.

Die arme Mutter hatte jetzt keine Thränen, stumm stand sie mit gefalteten Händen am Fenster und schaute hinaus in die wundervolle Mondnacht, empor zum klaren Sternenhimmel. Sie dachte an ihren Gatten — ahnte er wohl, daß ihm in dieser Stunde sein Kind genommen war? Ihre Gedanken schweiften zurück zu jener sternenhellen Winternacht, in der sie sein eigen geworden und sie empfand unendlichen Trost bei dem Gedanken, daß dieselben Sterne, die hier zu ihr herniederfunkelten, auch ihm leuchteten. Ach, zwei ihrer liebsten, ihrer theuersten Sterne waren ja soeben für immer erloschen, und dem Schicksal grollend, fragte sie sich: warum? Ja, warum mußte sie ihr Kind verlieren? Und gleich darauf antwortete sie sich bebend, als habe ihr die Luft, die sie umgab, die Antwort zugeflüstert: „Vielleicht will Gott mich der Sorge für das Kind überheben, weil — sein Vater nicht zurückkehren wird."

Aber als der kleine Engel, von Blumen und Blüthen bedeckt, im Sarge lag, hatte sie in dumpfem Schmerz doch immer nur die eine Frage: „Warum, o warum?"

(Schluß folgt.)

„Nur zwei Thränen".

Von

Eduard Keyserling.*)

Motto: „θάλαττα, θάλαττα!"

Der Lehrer der griechischen Sprache hatte die üble Angewohnheit, seine Schüler Esel zu nennen, machten sie ihre Sache nicht recht. Wir zeigten dann stets sehr entrüstete Mienen, allzu tief aber empfanden wir diese Beleidigung eigentlich nicht. Nun behaupteten meine Kameraden, ich hätte einmal über solch einen „Esel" geweint.

Weinen gilt in der Schule ohnehin für eine Schande, und noch dazu über so etwas! Die Kameraden waren unerschöpflich in ihrem Spott. Mich schmerzte das empfindlich; ich vermochte mich aber nicht zu vertheidigen. Es waren nur zwei armselige Thränen gewesen, nicht der Rede werth, diese ließen sich jedoch nicht fortleugnen, und sie hatten ihre wunderliche Ursache, die ich damals nicht erörtern mochte.

An einem ganz gewöhnlichen ledernen Montage, in einer

*) Zweites Preis-Feuilleton der „Wiener Allgemeinen Zeitung".

ganz gewöhnlichen ledernen Unterrichtsstunde trug sich der Vorfall zu. Ja! Diese Unterrichtsstunde versprach besonders trübe und eintönig zu werden, denn draußen lag dichter Herbstnebel über den Dächern. Wir durften also nicht einmal auf den lustigen Sonnenstrahl rechnen, der durch die Fensterscheiben in die Schulstube zu schlüpfen pflegte, um plötzlich dem gestrengen Lehrer über die faltige Stirn zu huschen, so daß er die mürrischen Augen zukneifen mußte und wir kichernd die Nasen tiefer in die Bücher steckten. Solche Streiche liebte der Sonnenstrahl; er hielt es stets mit uns Schülern. Auch auf diese kleine Zerstreuung durften wir an jenem Montage nicht zählen. Tripp — tripp — fielen die Tropfen aus der Dachtraufe auf das Pflaster; eine frostige, verstimmende Musik. Einige verdrossene Spatzen hüpften über das Fensterbrett und, die kleinen, grauen Köpfe auf die Seite neigend, blinzelten sie mit den blanken Augenpünktchen gelangweilt zu uns herüber. Rings um mich saßen die Kameraden mit mißmuthigen Gesichtern. Die schwarzen Schulbänke mit ihren zahllosen Schnittwunden, der Lehrer mit seinem alten Rock, auf dem ich jeden Streifen des Musters kannte, mit seinem bleichen, sorgenvollen Gesichte, seinem tadellos geglätteten Haar, Alles, Alles war dazu angethan, ein Knabenherz trübe zu stimmen. Dazu noch der dumpfe Geruch nach alten Büchern und nassen Ueberröcken, der im Gemache waltete, das unbehagliche Gefühl, die Finger voller Tinte zu haben und mit dem Rockärmel den Staub vom Tische zu fegen, endlich das abgegriffene, befleckte Buch, in das man hineinschauen sollte, die Aussicht auf endlose Fragen nach averbo, nach consecutio temporum — was weiß ich! Gewiß ist es, daß an jenem Montage eine sehr melancholische Lebensanschauung in den meisten Schülerherzen wohnte.

Xenophon wurde gelesen. Nun wissen wir, daß der weise Schüler des Sokrates wenig Ansehen in Schülerkreisen genießt. Weil er der erste griechische Autor ist, den wir lesen, so nennen wir Anfangs zwar seinen Namen mit einigem Stolz: „Wir lesen Xenophon's Anabasis", ist ein Satz, den man nicht ungern ausspricht, dazu ist „Anabasis" ein schönes, volltönendes Wort und klingt gar so griechisch. Auf die Dauer aber verstehen die Leiden der Zehntausend die Knabenphantasie nicht anzuregen, und sind wir erst zu anderen Autoren vorgeschritten, dann blicken wir mit entschiedener Verachtung auf die „attische Biene" nieder: „Er liest noch Xenophon" heißt so viel als: er steht tief unter mir.

Meinem Nachbar auf der Schulbank war die Aufgabe zugefallen, das berühmte 7. Kapitel des IV. Buches der „Anabasis" zu übersetzen. — Mit eintöniger, schläfriger Stimme, mit vielem Räuspern und häufigen Pausen trug er uns die schöne Erzählung vor, wie die Zehntausend, auf den Berg Theches gelangt, plötzlich das Meer vor sich sahen und in lauten Jubel ausbrachen.

Ich war entschlossen, nicht zuzuhören, mich um die ganze Geschichte gar nicht zu kümmern. Meine Aufmerksamkeit richtete sich ausschließlich auf einen Regentropfen, der langsam die Fensterscheibe hinabrann. Wird er unten ankommen oder nicht? Das schien mir eine wichtige Frage. Plötzlich schreckte mich ein Wort im Vortrage meines Kameraden aus meinen Beobachtungen auf.

„Sie hörten nun, wie die Soldaten: Das Meer, das Meer! riefen." Ich schaute in das Buch. Ja! da stand es, halb von einem Tintenfleck verdeckt, daneben der mißlungene Versuch, das Profil des Lehrers mit stark verlängerter Nase zu skizziren, da stand es, wie sie jubeln, „Thalatta, Thalatta!" rufen, wie sie sich umarmen, wie sie weinen. — Seltsam! das gefiel mir, das schien nichts von dem Staub der Schulbank an sich zu haben. Es machte mir das Knabenherz weit. Thalatta, Thalatta! Welch' ein würziger, lösender Hauch wehte mir aus diesem Worte entgegen! Das war Ferienluft! Das trug mich weit, weit aus der schläfrigen Schulstube fort! . . .

Da stand ich auf der Düne. Unter meinen nackten Füßen fühlte ich den warmen Sand; in meinen Haaren wühlte der Seewind und vor mir lag das Meer, die weite blaue Fläche, ganz mit goldenen Sonnenflittern überstreut. Große, durchsichtige Wellen stiegen auf, warfen ihre weißen Schaummützen empor, und ein Jauchzen und Rauschen scholl herüber, dem ich schweigend, lächelnd, mit klopfendem Herzen lauschen mußte. Hoch im lichtvollen Himmelsblau hing eine Möve, eine zitternde weiße Flocke: „Gieb Acht! die sieht etwas. Gleich ist sie unten", sprach es neben mir mit heiserer Kinderstimme. Ja! da stand des Strandwächters Lotte und schaute empor mit ihrem verständigen Bubengesichte, die runden, grünlichen Augen weit dem Sonnenstrahl geöffnet, das kurze, rothe Haar im Winde flatternd. Jetzt schoß die Möve pfeilschnell nieder, da — mitten in eine große Welle hinein, und Lotte stieß einen gellenden Freudenschrei aus, den sie von den Möven gelernt haben mochte.

„Die See ist gleich wieder da", sagte Lotte dann und deutete mit dem Mittelfinger auf das Meer hinab: „Wir müssen eilen, wenn wir noch hinaus wollen."

Hinaus mußten wir. Es war die tägliche Ferienarbeit, zu suchen und zu sammeln, was das Meer zurückließ; und endlich, welche Lust, sich langsam von der Fluth an das Ufer zurückdrängen zu lassen — mühsam, den halben Leib im Wasser, mit den Wellen kämpfend.

„Fort!" rief Lotte und stürmte voran.

Es lief sich gut über den feuchten Sand. Der Boden wiegte sich sachte unter den Füßen; jeder Tritt verursachte ein kleines, plätscherndes Geräusch und ließ eine Spur zurück, die sich mit Wasser füllte. Dort lagen die trägen Seesterne, zart gefärbt und glänzend, wie die Zuckerblume beim Bäcker oben im Städtchen; und Seegras — breite, kühle Bänder, die wir nur behutsam angriffen, denn die weichen, fetten Halme schienen etwas räthselhaft Lebendes. Rückten wir einen Stein von einer Stelle, dann huschten die Seespinnen hervor, grünliche, durchsichtige Schattenwesen. Wir blieben stehen und lachten laut auf über diese seltsamen Ungeheuer, die so eilfertig seitwärts dahinschlüpften.

„In's Wasser!" kommandirte Lotte.

Da waren die Wellen schon! Da überstürzten sie sich zischend und bedeckten den Sand mit ihrem Schaum, wie mit großen weißen Tüchern.

Anfangs stiegen wir nur zögernd in das rege Durcheinanderwogen. Das Wasser schlug kühl um unsere Füße, bedrückte ein wenig den Athem, und in das laute Rufen der Wellen mischten wir die hohen Noten unseres ausgelassenen Kinderlachens.

Das tolle Rennen und Springen der Wogen riß uns in seine Lust mit fort.

„Weiter, weiter!"

Lotte war stets die Verwegenere und mir ein gutes Stück voraus. Sie achtete nicht mehr auf ihr schlichtes Leinwandröckchen, sie ließ sich ganz von den Wellen überdecken, sie schlug sich mit ihnen herum und stieß herbe, gellende Rufe aus, wie ein Seevogel.

Mit Vorliebe gingen wir in dem breiten Lichtwege einher, den die Sonne über das Wasser warf. Dort flatterte es glänzend an uns hinauf, ganz goldene Wellen kamen, um mit lustigem Funkeln über unseren Köpfen einzustürzen. Blieb ich einen Augenblick athemlos stehen, ein wenig auszuruhen, schaute ich hinaus auf das endlose Ineinanderspielen von Blau, Gold, Silber, dann legte es sich wie Bangigkeit auf das Kinderherz, eine Bangigkeit, die die Augen groß und ernst macht und die Lippen lächeln läßt. — „Sie kommt!" jubelte Lotte. — In der That, die Fluth machte merkliche Fortschritte. Die Wellen wurden höher und rissen uns mächtig nach Osten hin.

„Halte Dich tüchtig nach rechts", warnte ich. „Wir haben noch Zeit!" meinte Lotte. Die Schulbänke machen uns vorsichtig; so zog ich mich denn langsam zum Ufer zurück. Das Wasser trieb mich vor sich her. Die Wellen gaben mir kräftige Stöße in den Rücken. „Geschwind, ge—schwind!" schienen sie zu rufen und überspritzten mich mit Schaum. Sie erlaubten mir nicht, stille zu stehen. Geschwind, geschwind! Ich lief. — Ein wenig Furcht packte mich, so wild war die Jagd noch nie gewesen!

Jetzt war ich am Ufer! „Heute war es lustig", sagte ich mir und schöpfte tief Athem. Ich wandte mich um: „O! Lotte ist weit" — — — —

Die Gestalt des Mädchens schwankte noch zwischen den Wellen einher; jetzt ward sie hoch emporgehoben, sie streckte die Arme aus; ich glaubte ihr Lachen zu hören. Ich legte die

Hand vor die Augen und schaute in den Glanz hinaus. Das rothe Köpfchen tanzte lustig die Wellen entlang; es schien selbst ein Stück des regen Sonnengoldes zu sein, das allerart über das Wasser hinflirrte. Immer weiter zog es fort. Nur noch einen rothen Punkt konnte ich sehen. Jetzt war auch dieser verschwunden. Da war er wieder! dort auf der großen Welle! Nein, nur der Sonnenglanz! Aber hier — hier! Allerwärts tauchte Lottens Köpfchen auf, und immer wieder war es der Sonnenschein, das endlose Flimmern. Ein heller, durchdringender Ton schlug an mein Ohr. „Lotte!" rief ich, Eine Möve antwortete mir aus der Höhe.

Wild und blank tummelten sich die Wellen durch einander, immer schneller und schneller. Ge—schwind, ge—schwind! riefen sie. Alles wogte, blitzte, tanzte vor meinen Augen. „Lotte!" rief ich noch einmal und sank dann still auf den Sand nieder.

Am andern Tage fand man die Leiche des Mädchens, ich habe aber den Anblick nicht ertragen können; das war meine lustige Gespielin nicht mehr. Die Strandwächterin breitete ihre blaue Schürze über das arme, entstellte Gesicht. Sie hat sich nicht genug nach rechts gehalten, sagte der Strandwächter, und damals habe ich ihn zum ersten Male weinen gesehen.

Xenophon mit seinem „Thalatta" hatte in mir all' diese Erinnerungen wachgerufen, hatte mir schnell wieder die ganze traurige Geschichte von der Strandwächter-Lotte erzählt und — nun ja — da kamen die zwei Thränen. — „Esel! Wie lange soll ich fragen?!" rief der Lehrer. Meine Kameraden schauten mich spöttisch an — und ich — schämte mich.

Heute aber können sie es mir wohl glauben: die zwei Thränen wurden nicht um den „Esel", sie wurden um die arme Lotte geweint!

---

* **Die chinesische Akademie der Wissenschaften.** Mr. Martin, der Präsident des Tungren-Kollegiums in Peking, schreibt unter Anderem Folgendes über die kaiserliche Akademie und den Studiengang Derer, welche in die kleine Körperschaft der Hanlinliteraten aufgenommen sein wollen, jene Korporation, die seit zwölf Jahrhunderten die Inkarnation der chinesischen Gelehrsamkeit ist. Die kaiserliche Akademie ist ein schäbiges, zerfallenes Gebäude, ohne Inschriften, welche auf die Bedeutung dieses Gebäudes schließen ließen. Eine Reihe von offenen Höfen mit schlechtem Pflaster und voll von Unrath; fünf niedrige, schuppenartige einstöckige Gebäude, die eher einer Scheune als sonst etwas Anderem ähnlich sehen; diese begrenzt von einer doppelten Reihe noch armseligerer Hütten, weit schlechter als die Ställe eines behäbigen Bauernhauses — einige davon vollständig in Ruinen — und Staub und Verfall ringsum. Solch' einen Anblick gewährt der Hauptsitz einer Institution, die mit Recht als eine der Glorien des Kaiserreichs betrachtet wird. Kein gelehrter Verein in der Welt kann mit diesem an Alter oder strenger Exklusivität sich messen. Kein Gelehrter, mag er auch noch so bedeutend sein, und kein Mandarin, mag sein Amt noch so hoch und sein Reichthum noch so groß sein, kann je hoffen, diese Hallen zu betreten, wenn er nicht seinen Weg durch alle die vorgeschriebenen Konkurrenzexamina gegen seine Mitbewerber durchgekämpft hat, die allein ihm hier Eintritt verschaffen. Und die Konkurrenz ist keine bloße Form. Da die Examina offen für Alle sind — und hier ist man in China also noch liberaler, als in Deutschland, wo zur Zulassung gewisser Examen noch der Besuch von Staatsschulen vorgeschrieben ist — und den einzigen Weg zu offiziellem Rang gewähren, so betritt jeder Chinese, der es zu etwas mehr im Leben als zum bloßen Bürger bringen will, diese Arena. Bei der ersten Mitbewerbung, die aus fünf Sitzungen besteht, jede durch Zwischenpausen von einigen Tagen von der andern getrennt, und welche jedes Jahr in der Hauptstadt von jedem Distrikt abgehalten wird, pflegen sich gewöhnlich etwa 2000 Kandidaten zu melden. Aus dieser Zahl werden 20 bis 80 der Besten ausgewählt, und diesen wird der Grad eines Siu-tsai oder „Sprossendes Genie" verliehen. Jedes dritte Jahr gehen die sprossenden Genies aus jedem Distrikt in jeder Provinz — und deren mag es 70 oder 80 geben — nach der Provinzialhauptstadt, um dort vor dem Examinator sich als Kandidaten für den nächsthöheren Grad eines Kü-jin oder „Promovirten Studenten" zu melden. Bei dieser Gelegenheit bewerben sich 5000 oder 6000 Konkurrenten um die Ehre, den Grad eines Kü-jin zu erlangen, der aber nur einem Einzigen unter je 100 Kandidaten verliehen wird. In Gesellschaft von allen Jenen, welche diesen Grad in den Hauptstädten der 18 Provinzen des Reiches erworben haben, geht der glückliche Kü-jin im nächsten Frühjahr nach Peking, wo er, wenn das Glück ihm wieder lächelt, die Auszeichnung erlangt, ein Tsin-schi oder „Bereit für das Amt" zu werden. Diese Letzteren können, wenn sie wollen, um die niederen Mandarinenstellen, die gerade vakant sind, loosen, aus denen sie sich durch ihre eigene Anstrengung später zu Sitzen im großen Staatsrath oder im kaiserlichen Kabinet emporschwingen können. Wollen sie sich aber als Gelehrte noch höher auszeichnen und die Ehre eines Sitzes in der kaiserlichen Akademie erringen, so präsentiren sie sich — „etwa 200 oder 300 Ueberlebende aus so vielen Kämpfen" — im Palast, wo sie vom Kaiser selbst examinirt werden. Aus dieser Anzahl werden 20 auserwählt, deren Gelehrsamkeit die gediegenste, deren Schreibekunst die beste und deren Stil der schönste ist, und diesen werden die Sitze unter den Unsterblichen des Han-lin zuerkannt. Unter diesen 20, die aus den 300 Millionen Bewohnern des Blumenreiches ausgesucht worden sind, wird nur einem Einzigen, la crême de la crême, der seltene Titel eines Kwang-yuen oder „Mustergelehrten des Reiches" verliehen. Diese Würde wird nur einmal in drei Jahren bewilligt, und so hoch ist diese Ehre, daß dadurch der Geburtsort des Siegers auf immer berühmt wird. Sobald diese kaiserliche Gnade ertheilt ist, so bringen Herolde in größter Eile die frohe Botschaft den Freunden des Gekrönten. „Wir haben gesehen", sagt Dr. Martin, „daß dieselben in eine ärmliche Hütte traten und unter wehenden Fahnen und unter Trompetenstößen den überraschten Bewohnern verkündeten, einer ihrer Familie sei in diesem Jahre von dem Kaiser in höchsteigener Person gekrönt worden. Und so hoch schätzt das Volk den Erfolg seines Landsmannes, daß seine Frau gebeten wird, die sechs Thore der Stadt zu besuchen und vor jedem eine Hand voll Reis auszustreuen, damit die ganze Bevölkerung am Glücke ihres Haushaltes theilnehmen könne."

* **Die Grabstätten des Achilles und Patroklus.** In der Anthropologischen Gesellschaft zu Berlin, machte am Sonnabend der Vorsitzende, Professor Dr. Virchow, eine Reihe interessanter Mittheilungen über die von Dr. Schliemann mit erneuter Energie wieder aufgenommenen trojanischen Ausgrabungen. Wie Dr. Schliemann in einem vom 14. April datirten Briefe mittheilt, ist es ihm endlich gelungen, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die bisher von den Besitzern des Terrains gemacht wurden, auf denen sich die Grabhügel des Achill und des Patroklus befinden. Gegen eine Entschädigung von 3 Pfd. Sterl. — ursprünglich waren 100 Pfd. Sterl. gefordert worden — hat Dr. Schliemann das Recht erworben, Nachgrabungen zu veranstalten. Bereits am 11. April haben diese ihren Anfang genommen. Beide Grabstätten sind schon einmal einer Durchforschung unterworfen worden, die des Achilles gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, die des Patroklus vor 20 Jahren. Es hat sich nunmehr herausgestellt, daß in beiden Fällen die Wissenschaft ihre Vertreter nicht selbst zur Stelle gesandt hatte und von den Arbeitern hintergangen worden ist. Die Schichtungen beider Hügel beweisen nach Schliemann's Ansicht auf das Deutlichste, daß sie vordem noch nie von Menschenhand berührt sind. Damit fallen auch die Vermuthungen, daß man in dem angeblichen Grabhügel des Achilles, den damals gemachten Funden nach zu urtheilen, ein Werk aus späterer Zeit, wie man annahm, das von Caracalla dem Festus errichtete Grabmal vor sich habe. Die während der drei ersten Tage in dem Grabhügel gefundenen Scherben entstammen, wie Schliemann annimmt, in der That der homerischen Zeit; in dem Hügel des Patroklus sind bisher Topfscherben noch nicht gefunden. Nach Beendigung dieser Ausgrabungen will Schliemann das Grab des Protesilaos durchforschen.

* **Kücken und Heine.** In dem Sammelwerke „Von den Coulissen" wird auch ein Aufsatz Kücken's über seine Begegnung mit Heine mitgetheilt. Kücken erzählt zunächst, wie schwer es ihm geworden, Heine's Bekanntschaft zu machen, und zwar deshalb, weil er ihn einmal, ohne es zu wollen und zu wissen, verletzt hatte. Als er ihm endlich vorgestellt wurde, sagte ihm Heine: „Wir kennen uns schon, lieber Kücken" — meine Verwunderung war groß! — „erinnern Sie sich doch des Abends bei Meyerbeer, als er Sie vorstellte und auch alle Namen der Anwesenden Ihnen nannte? Allerdings bemächtigte der alte Pixis sich Ihrer sogleich, aber ich dachte: sollst doch den Landsmann begrüßen, ging zu Ihnen und obwohl ich eine ganze Zeit das Gewäsch des Vaters der Debutantin mit anhörte, fanden Sie es nicht der Mühe werth, mich zu beachten. Natürlich ließ ich Sie Beide stehen und begab mich wieder zu den Franzosen. Dem Alexander Dumas war dies nicht entgangen und Sie müssen noch wissen: Alexander Dumas ist ein Schandmaul. Er sagte: „Lieber Heine, mit Ihrer Popularität in Deutschland muß es doch auch nicht weit her sein, denn der kennt Sie ja gar nicht mal!" Sehen Sie, lieber Kücken, dergleichen kann man in Paris nicht vertragen!" Am Schlusse des köstlichen, mit einigen reizenden Heine-Anekdoten gewürzten Aufsatzes theilt Kücken ein Heine'sches Briefchen mit, welches die Sendung einiger neuer Gedichte begleitete. Es lautet: „Liebes Kücken! Ich lege Ihnen hier einige Eier unter, gackeln Sie nicht zu lange darauf und lassen Sie bald von sich hören. Ihr H. Heine."

* **Ueber altegyptische Pflanzenfunde** entnimmt die „Rigaische Zeitung" einem Briefe des Professors Dr. Georg Schweinfurth in Kairo folgende interessante Mittheilungen: „Ich werde nächstens im hiesigen Geologischen Institut einen Vortrag über die wunderbarsten Pflanzenfunde aus der Zeit der 18. und 20. Dynastie (d. h. ein paar Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege) halten. Ganze Haufen Guirlanden habe ich untersucht, die Blätter aufgeweicht und ausgebreitet und neu gepreßt, unter Glas und Rahmen schön arrangirt, daß es eine Freude ist, diese Reliquien von den Leichnamen der größten Könige, die Egypten gehabt, anzuschauen. Eine Rittersporn art, die heute noch in Algier und Syrien wächst, in Egypten aber verschwunden ist, fand sich in diesen Guirlanden und ist von völlig erhaltener violetter Farbe! 3500 Jahre alt! Es giebt Viele, die behaupten, diese Pflanzen seien das Interessanteste, was der große Gräberfund des vorigen Sommers zu Tage gefördert."

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel. Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.